

BEISCHLAF FÜR JEANS

Eigentlich ist Adolf Hitler an all dem schuld. Ohne ihn wäre das alles so nie passiert.

Meine Mutter wurde 1935 als Jüngste von vier Töchtern in einem Dorf in Oberschlesien geboren. Ein Jahr später, als Deutschland gerade sehr erfolgreich der Welt ein judenfreundliches Naziparadies vorgaukelte, haute der Vater ab. Das muss alles andere als ein Vergnügen gewesen sein, wie die Großmutter sehr plastisch darlegen konnte. Der untreue Rabenvater bekam später die Quittung: Ein Aufenthalt an der Ostfront endete tödlich. Meine Oma musste dann 1945 mit den vier Mädchen vor den Russen flüchten, was schon wieder kein Vergnügen war. Immerhin hatte Sie es mit den Kindern bis nach Dresden geschafft, wo sie dann aber doch getrennt wurden. Die Oma ist mit meiner Mutter Luzie und meiner bösen Tante Christa in den Westen. Die Kinder Adelheid und Hedwig blieben bei Verwandten in Dresden und landeten später in Karl-Marx-Stadt.

Mein Vater erblickte 1932 in einem kleinen Kaff in der Magdeburger Börde das Licht der Welt. Vom Krieg hat er da kaum was mitbekommen, nur einmal soll sich ein russischer Tiefflieger verirrt haben – das war auch schon alles.

Kurz nach Kriegsende begann er eine Lehre bei der Reichsbahn und ist dann Anfang der 50er Jahre im Kohletender einer Dampflokomotive über die Grenze. Als er im Westen kohlrabenschwarz herausgeklettert kam, sind die Leute auf dem Bahnsteig schreiend vor ihm davongelaufen.

So gerät man, bevor man überhaupt geboren wird, an Verwandtschaft in Ostdeutschland. Meine Eltern lernten sich dann im Westen kennen, ruckzuck wurde geheiratet und Kinder kamen auf die Welt. Das ging in den 50er Jahren wohl immer ganz schnell. Dann der übliche, millionenfach erlebte Verlauf in der Adenauer-Erhardt-Ära. Bescheidener Wohlstand, der erste Fernseher, schwarz weiß, später dann das erste Auto. Zu Weihnachten wurden Päckchen in die Zone geschickt. Mir fiel auf, dass die verschickten Waren manchmal besser waren als diejenigen, die uns Kindern in die Gabenteller gelegt wurden. War hier etwa Angeberei mit im Spiel? Dieser Verdacht erhärtete sich nach unserer ersten Reise mit dem eigenen PKW in den Osten, endlich mussten wir nicht mehr diese schrecklichen Interzonenzüge benutzen.

Die Mutter meines Vaters, die auf den wunderschönen Namen Erna Klingebeil hörte, wohnte in einem Dorf mit 250 Einwohnern. Der Ford Taunus GXL, rot mit schwarzem Vinyl Dach und mühsam per Kredit abgestottert, war die Attraktion in einem Kaff, in dem es außer Treckern vielleicht noch 5 Trabis gab. Meinem Vater gefiel das sehr, huldvoll nahm er die Bewunderung des Nachbarn entgegen, der seltsamerweise Herr Nasa hieß. Der Bruder meines Vaters hatte einen Posten als Grenzpolizist und durfte offiziell

keinen Kontakt zu seiner Familie haben. Bei einer unserer Ausreisen hatte er Dienst und wir mussten alle so tun, als ob wir den Onkel Fritz nicht kennen.

Eine dieser Ausreisen, die absolut pünktlich zum vorher angegebenen Termin erfolgen mussten, hätte ich beinahe vergeigt. Ich war inzwischen vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, Glamrockbands wie Sweet oder Gary Glitter waren gerade schwer in Mode und ich hatte nur ein wirkliches Interesse: Mädchen. Bis dahin war im Westen nicht viel gelaufen, dass meiste spielte sich im Reich der Sehnsüchte ab. Das war in diesem Sommer 1974 in der Magdeburger Börde anders. Die Kinder von Herrn Nasa, der sich inzwischen erhängt hatte, hatten auf einer Waldlichtung ein Zelt errichtet. Das war zusammen mit dem im Nachbardorf neu errichteten Freibad der place to be in diesem Sommer. Erst schwimmen und dann wurde auf den Simson-Mopeds der Dorfjugend zum Zelt geknattert. Ich kam bei den Mädchen viel besser an als im Westen.

Ich war ein Exot, in diese Gegend kamen kaum Westdeutsche. Auf jeden Fall hatte ich sowas wie eine Freundin, von der ich mich an diesem letzten Nachmittag natürlich nicht trennen konnte. Wir lagen im Zelt und knutschten wie verrückt, als ich entsetzt feststellte, dass es schon fünf Uhr nachmittags war. Mein Vater hatte mit altbundesrepublikanischer Autorität den Abreisetermin auf Punkt drei gelegt. Mit dem Wissen um die gehörigen Komplikationen, die eine verspätete Ausreise nach sich ziehen konnte, ging es auf dem Kleinkraftrad vom Halbweisen Rolf Nasa schnellstens ins Dorf zurück. Dort angekommen, knallte mir mein Vater dermaßen eine, dass ich mehrere Meter über den Dorfplatz flog. Das alles fand unter den Augen mindestens der Hälfte der Dorfbevölkerung statt. Der Westler verprügelte öffentlich seinen Sohn, endlich war mal was los .

Ein Jahr später die erste Reise nach Karl-Marx-Stadt. Tante Hedwig und Tante Adelheid hatten geheiratet und es gab auch Kinder in meinem Alter. Sie wohnten in Plattenbauten mit Vinyltapeten im Bad statt Kacheln und verfügten am Stadtrand über Schrebergärten, in denen wir Kinder untergebracht wurden. So ein Schrebergarten hieß dort Datscha. Überhaupt hieß alles anders in einem Land mit der selben Sprache wie zu Hause. Polizisten hießen Abschnittsbevollmächtigte, Fischrestaurants hatten wunderschön klingende Namen wie „Gastmahl des Meeres“, Zahnärzte nannten sich Stomatologen und die Teenager gingen nicht ins Jugendheim, sondern ins Pionierlager. In einem dieser Pionierlager war mein Onkel Bernd, der Mann von Tante Adelheid, so eine Art Propagandachef. Auf mein Drängen hin nahm er mich mit zur Arbeit. Alle Kinder hatten adrette blaue Hemden mit Halstuch an und er stellte mich ihnen als Besuch vom Klassenfeind vor, ich wär' aber trotzdem ganz in Ordnung.

Auf dem Spielplatz hinter dem Hort gab es zwar wie im Westen Kletterstangen und Schaukeln, aber die Hauptattraktion war zweifelsohne ein echter russischer T 34 Panzer, auf dem die kleinen DDR-Bürger mit Begeisterung Krieg gegen den Imperialismus spielten. Im Speisesaal hing ein riesiges Banner, auf dem stand: Frieden und Freundschaft im unzerstörbaren Bruderbund mit der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken. Das Essen war schrecklich.

Abends ging ich mit meinen gleichaltrigen Ostcousins Achim und Andreas in die Turnhallendisco. Staatlich angestellte Discjockeys spielten schon mal den einen oder anderen Westtitel, Popcorn von der Gruppe Hot Butter, einer der ersten elektronischen Hits der Popmusikgeschichte, brachte den Saal zum Kochen. Mädchen waren in Hülle und Fülle anwesend. Aber hier war es nicht mehr so leicht wie auf dem Land und vor allem nicht ganz ungefährlich, mit einer ins Gespräch zu kommen. Die Ostjungs drohten einem sofort Prügel an, wenn man sich mit einem Ihrer Mädchen unterhielt. Gegen 22 Uhr war meistens das Bier alle. An der Theke wurde auf ein Ausweichprodukt mit fatalen Folgen umgestellt: Wodka. Spätestens um halb 12 kam es in der Regel zur ersten Massenschlägerei und das Mobiliar wurde zertrümmert. Richtig spannend wurde es, wenn russische Soldaten anwesend waren. Die wurden nach der Schlägerei mit den Deutschen von ihrer Militärpolizei nochmal verprügelt und später stark blutend und total betrunken auf Pritschenwagen geworfen und abtransportiert.

Dann brach die Zeit der Gegenbesuche an.

Als erste kam Oma Erna aus Breitenfeld, die Mutter meines Vaters, die Ihr Leben in einem 250-Einwohner Dorf verbracht hatte, in dem nach 1945 die Zeit stehen geblieben war. Es wurde überdeutlich, wie sehr sich die Lebensverhältnisse inzwischen voneinander entfernt hatten. Einmal erwischte ich sie spät in der Nacht, wie sie den kalten Torso eines Brathähnchens abnagte, der eigentlich für den Müll gedacht war. Außerdem litt Sie an offenen Beinen. Wenn ihre Wadenwickel kein Blut und keinen Eiter mehr aufnehmen konnten, schmiss Sie sie in die Wäschetruhe. Alle waren froh, als Sie wieder heimfuhr.

Mitte der 80er kam es zu einer kleinen Sensation. Neue Besuchsregelungen wurden implementiert und die Kinder meiner Tanten Hedwig und Adelheid durften zu Besuch in den Westen reisen. Die Oma wurde siebzig, das wurde als Grund anerkannt. Ich holte meine Cousins Achim und Andreas und meine Cousine Ute vom Bahnhof in Mönchengladbach ab und brachte sie zum Haus meiner Mutter, ihre Herberge für die Dauer ihres Aufenthaltes.

Diese Menschen waren im Gegensatz zu Oma Erna, die sich mehr um Essensreste gekümmert hatte, sehr wohl daran interessiert, den Westen mit all seinen vermeintlichen Verheißungen kennenzulernen.

So schlug ich einen Besuch im damals neu errichteten Kö-Center vor, einer protzig neureichen Einkaufsmall auf der Königsallee in Düsseldorf. Wir fuhren in die Tiefgarage und betraten den mit Messing und poliertem Marmor ausgekleideten Fahrstuhl. Ich drückte den Knopf für die zweite Etage und eine weiche Frauenstimme kündigte aus dem Off an: „Zweite Etage: Boutiquen- und Wellnessbereich.“

Mein Ostbesuch zuckte erschrocken zusammen. Oben angekommen, landeten wir direkt vor dem Schaufenster eines Fachgeschäftes für Tischdekorationen. Auf einem perfekt ausgeleuchteten Glasregal waren sechs metallisch glänzende Miniaturfrösche aufgereiht. Daneben ein Schild: Tischkartenhalter, Sterling Silber, Stückpreis 220 DM. Drei mit Fragezeichen ausgefüllte Ostaugenpaare blickten mich an. Selbst angewidert von dieser westlichen Dekadenz, versuchte ich, mit einem neuen Vorschlag meinen Erklärungsnotstand zu übertünchen. Ich bot einen Besuch des Mövenpick Café im Souterrain an. Wir begaben uns an das Geländer der Galerie. Unten im Café die nächste unangenehme Überraschung. Keine gut gekleideten Düsseldorfer bei Apfelriemchentorte und Bohnenkaffee in Sicht. Stattdessen ein ca. 10 Meter langer Tisch mit Bergen von riesigen Muscheln. Hinter diesem Tisch standen ganz in weiß gekleidete Menschen, auf den Köpfen riesige Kochmützen. Über der ganzen Szenerie ein großes Transparent mit der Aufschrift: Sechste Deutsche Meisterschaft im Austernöffnen. Der Versuch, den jungen DDR-Bürgern westliche Lebensart nahezubringen, war in diesem Augenblick kläglich gescheitert. Eilig drängte ich die deutsch-deutsche Reisegruppe in den sprechenden Aufzug. Verstört traten wir die Heimreise nach Mönchengladbach an. Dann wurde es richtig übel.

Während unseres Aufenthaltes in Düsseldorf wurde die Ausfahrt Mönchengladbach-Ost, ein damals im Bau befindliches Autobahnenstück, nun ja, ein wenig umdekoriert. Wir bogen in die Ausfahrt ein und standen auf einmal vor einer deutsch-deutschen Zonengrenze – 30 km von der holländischen Grenze entfernt: Grenzzaun, Kontrollposten, Wachhäuschen, Komparsen in Vopo-Uniformen, original DDR-Polizeiwagen und Hunde an Laufleinen. Mein spontaner Vorschlag, sich das Ganze doch ein wenig näher anzusehen, wurde mit Panik im PKW quittiert. „Wir sind doch nicht 500 Kilometer weit in den Westen gefahren, um uns Vopos anzusehen!“ schrie mein Cousin Andreas hysterisch in schönstem Sächsisch im Fond des Wagens. Wie meine späteren Recherchen ergaben, war dort für Dreharbeiten einer Folge der in den 80er Jahren durchaus populären ARD-Krimiserie „Peter Strohm“, ein Stück Zonengrenze errichtet worden.

Im Sommer 1989 kam es zur letzten Familienbegegnung. Eine spontane Idee meiner beiden Westcousins, meines Bruders und mir, die Verwandtschaft in Karl-Marx-Stadt mal wieder zu besuchen, wurde

relativ zügig in die Tat umgesetzt. Der Papierkram mit den Behörden wurde erledigt und ein standesgemäßes Auto wurde angemietet, das Angeberverhalten der Väter wurde selbstverständlich eins zu eins übernommen. Mein Bruder, damals ein erfolgreicher Yuppie in der Werbebranche, mietete günstig über seinen Arbeitgeber einen dicken fetten Mercedes an. Der wurde an der Vermietungsstation in Mönchengladbach abgeholt und bewaffnet mit einer großen Palette Dosenbier für die drei Beifahrer ging es Abends ab Richtung Osten. Gegen Mitternacht erreichten wir die taghell erleuchtete Grenze und rollten im Schrittempo auf den ersten Kontrollposten zu. Wortlos nahm dieser die Papiere entgegen. Auf einmal schweifte sein Blick von unseren Reisepässen ab auf die Motorhaube unseres Wagens. Dann sagte er barsch: „Kehren Sie um, Sie dürfen nicht in die Deutsche Demokratische Republik einreisen.“ Wir protestierten energisch, wiesen auf die Vollständigkeit und Korrektheit unserer Papiere hin. Sein Ton wurde schärfer. „Sie haben da ein faschistisches Symbol auf der Motorhaube. So lassen wir sie nicht in unsere Republik einreisen!“ schrie er. Wir stiegen aus und sahen uns die Motorhaube an. Jemand hatte mit einem spitzen Gegenstand ein Hakenkreuz in den schwarzen Lack geritzt. Daneben die Buchstaben VfL Borussia. Fußballanhänger ohne jeden Sinn für political correctness schienen uns in diesem Augenblick unseren DDR-Urlaub verdorben zu haben. Der Grenzer tobte inzwischen. Eingeschüchtert setzten wir den Wagen zurück, drehten und fuhren gen Westen.

Ratloser Halt an der ersten Tankstelle. Nachdem wir ungefähr eine Minute zu viert schweigend das Hakenkreuz VfL Borussia angestarrt hatten, zog mein Cousin Peter, der bis dahin nie durch irgendwelche intellektuellen Glanzleistungen Aufmerksamkeit erregt hatte, seinen Schlüsselbund aus der Hosentasche und ritzte solange weitere Kratzer in den Lack, bis das Hakenkreuz wie ein harmloses kleines Sprossenfenster aussah.

Wir starteten unseren zweiten Einreiseversuch. Abermals rollten wir langsam in die erste Kontrolle. Inzwischen hatte dort ein anderer Grenzpolizist Stellung bezogen. Statt unsere devot aus den Seitenfenstern gehaltenen Pässe entgegenzunehmen, warf er nur einen kurzen Blick auf die Motorhaube und winkte uns durch. Am zweiten Kontrollposten mussten wir alle aussteigen und es begann eine penible und peinliche Personen- und Gepäckkontrolle. Jede einzelne zerknitterte Bierdose wurde gründlich untersucht. Ein Tischglobus, ein Geschenk für die liebe Verwandtschaft, erregte ihre besondere Aufmerksamkeit. Man befahl mir, mich mit dem Globus im Wachhäuschen zu melden. Eine riesige furchterregende Apparatur auf Rädern wurde in den Raum gekarrt. Mit lautem Brummen und allerlei weiteren bizarren Geräuschen wurde das Gerät offensichtlich auf Betriebstemperatur gebracht. Ich vermutete eine veraltete

Röhrentechnologie. Dann wurde die Erdkugel durchleuchtet. Nach mehreren Minuten bedeutete man mir mit einem kurzen Nicken die Unbedenklichkeit des Kontrollgegenstands und ich durfte den Raum mit dem Globus unter dem Arm wieder verlassen. Draußen schien sich ein neues Problem anzubahnen. Der Schließmechanismus eines Koffers, in dem die Spielzeugkollekte der westdeutschen Nachbarschaft für die armen Zonenkinder transportiert wurde, war defekt. Ein Schraubenzieher wurde herbei telefoniert und das Schloss wurde aufgebrochen. Der Kofferdeckel flog auf und ungefähr ein Dutzend nackte Barbiepuppen nebst extra verpackter mehrerer Bekleidungslineien regneten auf die deutsch-deutsche Demarkationslinie herab. Da lagen sie dann, angestarrt von mit der Situation endgültig überforderten Grenzpolizisten und vier schwer um Haltung ringenden einreisewilligen Klassenfeinden aus der BRD. Niemand sagte etwas. Dann herrschte man uns an, alles schnell wieder einzupacken und wir durften tatsächlich einreisen. Der Urlaub war dann wie immer. Grau und sehr melancholisch.

Kurze Zeit später fiel die Mauer.

Seitdem habe ich meine DDR-Verwandten nie wieder gesehen. Sie einfach so zu besuchen, kam für mich nie in Frage. Ohne diese Welt aus Grenzschikanen, gegenseitigen Missverständnissen und dieser totalen Andersartigkeit der DDR war es uninteressant geworden – normal eben.